

KALONYMOS

Von der Vergeblichkeit der Argumente

Jacob Hiegentlich bespricht 1933 „Der Jud ist schuld?“

Im vergangenen Jahr erschien ein Buch: „Der Jud ist schuld“ (mit kaum sichtbarem Fragezeichen), in dem Judenfeinde ihre Beschuldigungen vorbringen, Juden ihre Sache verteidigen, Judenfreunde zu überzeugen versuchen. Naturgemäß klang die Verteidigung schwach. Es gibt kein Niemandland, auf dem Jude und Feind auf einem Boden verhandeln können. In Frankreich beharren einige Schurken darauf, dass Dreyfus doch schuldig war, und Hitler schreibt in „Mein Kampf“ bezüglich der „Weisen von Zion“, die die gesamte zivilisierte Welt für eine Fälschung hält: „Sie sollen auf einer Fälschung beruhen, stöhnt immer wieder die Frankfurter Zeitung in die Welt hinaus, der beste Beweis dass sie echt sind.“ Ist ein Beweis im Dritten Reich erst einmal so schnell erbracht, hilft es nicht, wenn die jüdische Verteidigung sich die Kehle heiser schreit, stattdessen sollten wir unsere Organe lieber frisch für Palästina halten, das nicht nur Ideal, sondern harte Notwendigkeit wird. Aber auch zum Zionismus zischelt Hitler seine Meinung: Die Juden wollen nicht nach Zion. „Sie wünschen nur eine mit eigenen Hoheitsrechten ausgestattete, dem Zugriff anderer Staaten entzogene Organisationszentrale ihrer internationalen Weltbegegnerei: einen Zufluchtsort überführter Lumpen und eine Hochschule werdender Gauner“. Denn Haman weiß, je beschränkter der Gedanke, desto schneller nimmt ihn das Volk an, das Volk will das Einfache, und nicht teils dies, teils jenes, sondern das Positive. Nun, die Wahrheit ist niemals einfach, sondern sehr kompliziert. Der Judenhass ist ein Gefühl, das bei vielen unausrottbar wuchert. In einem ergreifenden Gedicht des französischen Mittelalters lesen wir, wie Juden verbrannt werden, wie die Dominikaner dem Isaac Cohen mit der Taufe eine Chance geben wollen, und wie der sich weigert:

Il y eut un kadosch qui fut conduit avant;
on lui fit petit feu, qu'on allait avivant;*

und es endet:

*Dieu vengeur, Dieu jaloux, venge nous
des félons!*

*D'attendre ta vengeance le jour nous
semble long.*

Heutzutage fordern wir nicht mehr Rache, sondern schlicht ein Stück Land, auf dem wir in Frieden leben können. In Deutschland fanden aus ebenso feigen Gründen Massaker statt. In *Des Knaben Wunderhorn*, dieser prächtigen Sammlung alter Lieder, finden wir das Gedicht: Die Juden in Passau. Die Juden hätten von einem Christen die hl. Hostie gekauft!

*Die Juden liessen's zum Tempel
Bald tragen auf dem Altar,
Ein Messer sie auszogen
Und stachen grimmig drein ...*

*Dem Bischof ging zu Herzen
Solch lästerliche Tat,
Darauf ohn' alles Scherzen
Er nach ihnen greifen lässt.*

*Da haben sie bekennet,
Dass sie das Sakrament
Gestochen und gebrennet
Und in drei Städt' gesend't.*

Sie haben also gestanden, durch Folter erzwungen, was sie unmöglich hätten tun können. Einige bekehren sich, und werden zum Tod durch das Schwert begnadigt, die anderen verbrannt. Es nimmt nicht Wunder, dass gerade die Romantik dieses alte Lied ausgrub, denn der Antisemitismus mit seiner ostentativen Unvernunft ist ein romantisches Gefühl, wie der ganze Nationalismus eine späte Reaktion auf die Religion der Vernunft der Französischen Revolution ist. Dass die Romantik

Der junge niederländische Literatur und überzeugte Zionist Jacob Hiegentlich (30.4.1907–18.5.1940) veröffentlichte 1933 eine bemerkenswerte Buchbesprechung (*De Joodse Wachter*, 1.9.1933), die wir hier in Übersetzung von Thomas Kollatz wiedergeben. Vordergründig rezensiert Hiegentlich ein „Diskussionsbuch zur Judenfrage“ (1932 unter dem Titel „Der Jud ist schuld ...?“ erschienen), doch recht eigentlich zielt er auf Hitlers „Mein Kampf“, um dessen krude und abstruse Anschauungen vor Augen zu führen und darauf hinzuweisen, dass angesichts des erschreckenden Hitler-schen Organisationstalents die Zeit der Diskussion vorbei sei. Hiegentlich, vor 100 Jahren in Roermond geboren, nahm sich 1940 angesichts der deutschen Besetzung der Niederlande 33-jährig das Leben.

* Ein heiliger Mann, ein Glaubenszeuge.



Unter Mitarbeit von:

Hermann Bahr / Dr. Franz Blei / Hans Blüher
 Adolf Böhm / Dr. Max Brad / Major Buchrucker
 Dr. Ludwig Ferdinand Claus / Graf A. A.
 Condorhove-Katergi / Dr. phil. nat. Arthur Dinter
 Prof. Dr. Ismar Elbogen / Dipl. Ing. Gottfried Föder,
 Mitglied des Reichstages / Dr. Elan Feuchtwanger
 Bahar Maria Graf / Hans Hauptmann / Arthur
 Hulscher / Max Jungnickel / Zentralkomitee der kom-
 munistischen Partei Deutschlands / Prof. Dr. Theodor
 Lessing / Major a. D. Friedrich von Lottow-Borberth
 Heinz Lippmann / Heinrich Mann / Dr. Max
 Mannmann, Ehrenvorsitzender des Verbandes national-
 deutscher Juden / Univ. Prof. Dr. S. Pollinger / Graf
 E. zu Reventlow, Mitglied des Reichstages / Alfred
 Roth-Hamburg / Felix Salten / Richard von Schaal
 Franz Schauerer / Wilhelm Soltmann, Mitglied des
 Reichstages / Univ. Prof. Dr. h. c. Werner Sombart
 Dr. Wilhelm Stapel / Otto von Stauf von der Mark
 Dr. Felix A. Christhader / Dr. Hermann Josef Wehrle
 Dr. Robert Weisich / Prof. Dr. Ferdinand Wehrer,
 Präsident des Hessischen Landtages / Ernst Freiherr
 von Wolzogen / Heinrich Gorch-Striner / Dr. Kurt
 Zielentzger, stellvertretender Professor der Stadt Berlin

den Juden auch anders sehen wollte, zeigt das Lied von der schönen Jüdin: Ihr Haar war fein geflochten. Ihr Liebhaber, ein Pfaff, will sie heiraten, doch zuvor muss sie sich taufen lassen:

*Eh' ich mich lasse taufen,
 Lieber will ich mich versaufen
 Ins tiefe, tiefe Meer...*

*Gut' Nacht, mein Vater und Mutter,
 Wie auch mein stolzer Bruder,
 Ihr seht mich nimmermehr.*
 (Wunderhorn)

Aber auch diesen Stolz werden Hitler und die Seinen zum Schlechten auslegen. Es verhält sich so, wie ein Redakteur dieser Zeitung meinte: Erst gibt es das Gefühl, und weil man darum verlegen ist, muss dieses Gefühl mit aller Gewalt mit Argumenten unterfüttert werden. Der Juden Hass hat seit dem Mittelalter nicht zugenommen; früher be- zichtigte man uns das Sakrament zu durchstechen, heute modernerer Vergehen; jetzt aber hat der Ju- denhass in Deutschland wieder Rechtsgültigkeit erlangt.

So ist der erste Teil von „Der Jude ist schuld?“ ei- ne ausführliche Argumentation wider das Judentum, häufig aus einander widersprechenden Grün- den. Dass das Buch aber für ein besseres Publikum als das der Hitlerschen Schrift bestimmt ist, macht die Sache nicht einfacher. Einer hasst den Konser- vatismus, der andere den Bolschewismus der Ju- den. So findet jeder Antisemit etwas nach seinem Geschmack bei unserem vielseitigen Volk. Die Au- toren namentlich zu nennen, erübrigt sich; mich beschleicht stets Ekel, wenn ich sie zitieren muss, doch auch sie sind fehlgeleitete Geschöpfe Gottes, es liegt nun – leider – mal in ihrer Natur wie bei der Katze, die man putzig findet, bis sie den Lieb- lingsvogel zerkaut. Das Ideal der Französischen Re- volution, die Menschenrechte, darauf bauend, dass „alles was Menschenantlitz“ trägt, vor Gott gleich ist, nennen sie „einen Traum und nicht mal einen schönen“. Und Hitler schimpft, wenn ein Neger Anwalt wird, dass es „eine Versündigung am Willen des ewigen Schöpfers ist ... wenn Millionen Ange- hörige der höchsten Kulturasse in vollkommen un- würdigen Stellungen verbleiben müssen, während man einen geborenen Halbaffen, Hottentotten und Zulukaffern zu geistigen Berufen hinaufdressiert.“ Eine Umwertung aller Werte greift Raum in

Deutschland. Wobei die Herren uneinig darüber sind, ob man die Juden christianisieren, braten, ir- gendwie anders ausrotten, oder aber in Ghetti schließen soll. Es sind nicht solche zurückgeblie- ben Denker wie Hitler, dafür ist der wiederum der bessere Organisator.

Ein echter Gelehrter legt in diesem Buch dar, dass es keine minderwertigen Rassen gibt. So ist es. Auch wenn eine vorherrschende Strömung die Meinung über ein Volk eine zeitlang ungünstig be- einflusst, wie es zur Zeit mit der Meinung über das deutsche Volk geschieht, verdanken sich dessen be- sondere Eigenschaften, die besondere Volksseele, vielleicht nur unserer beschränkten Einsicht. An lo- kalen Hassgefühlen, wo das eine Dorf dem ande- ren allerlei Schlechtes andichtet, lässt sich dies alles im Kleinen wahrnehmen: Der Dialekt verändert sich beinahe mit jedem Kilometer. Alle menschli- chen Tugenden und Gebrechen aber kann man am jüdischen Volk demonstrieren, auch wenn sich durch Umstände, Religion und Verfolgung durch- aus graduelle Unterschiede zu Christen wahrneh- men lassen, auf dem Gebiet des Familiensinns z.B. Also hat es weder Sinn, die Motive unserer Feinde zu kritisieren, noch die krampfhaftige Abwehr der jüdischen Seite unter die Lupe zu nehmen, denn je- der Jude meint, in ihm sei das Judentum schlech- tin verkörpert, und darum verallgemeinert er. Seit Hitler hat sich in Deutschland die Wahrheit wieder mal verändert: man spricht nun von Deutscher Wahrheit. Während aber das Judentum verschiede- ne Stämme, Individuen, in Kaftan und Toga, groß, klein, dick, dünn, blond, schwarzhaarig, ja sogar kahl und grauhaarig hat, erkennt Wassermann in der „Auserwähltheit“ eine Übereinstimmung zwi- schen Juden und Deutschen, Heine in der Moral. Willy Haas zieht eine Parallele zwischen preussi- schem Adel und jüdischer Orthodoxie. Aufgrund des Sinns für Rationalität findet James Darmeste- ter, dass Franzosen und Juden verwandt sind. Doch fehlen in dieser ärmlichen Sammlung voll Hass und Neid Männer, die das Gute wollen. Un- ter den Verteidigern steht an erster Stelle Feuchtw- anger, der findet, dass die Juden und die Chinesen die literarischsten unter den Völkern der Welt sind, gegenüber den anderen mehr technisch-mate- rialistisch eingestellten. Seiner Meinung nach muss uns die Versöhnung zwischen weißen und farbigen Rassen gelingen, damit bei einem möglichen Konf- lict kein Blut fließt. Prof. Elbogen sagt ein wahres

Wort: An uns Juden werden seltsame Ansprüche gestellt, wir sollen alle vollkommen sein. Nichtjuden wie Graf Coudenhove-Kalergi und Oskar Maria Graf sprechen herzlich über unser Volk, letzterer zitiert ein Sprichwort: In Bayern sind selbst die Juden dumm. Das ist nett, folgt doch daraus, dass die Juden in jedem Land die Fehler ihrer Gastgeber übernehmen; dass aber die Juden anderswo besonders intelligent sein sollen, ist üble Nachrede, die Hitler mit Erfolg benutzt. Der Jude war viel zu klug, zischt er immer wieder. Wir haben unsere Trottel wie andere die ihren. Wir haben ein Recht darauf, vor allem wenn durch die allgemeine Verschiebung geistiger Werte und deren Überproduktion Intelligenz schlecht angesehen ist. Talent lässt sich aus keiner Statistik beweisen. Sobald die Antisemiten Dummheit verachten, werden wir dumm geheißt. Aber so weit sind die Antisemiten leider noch nicht, sie halten Dummheit noch für etwas Erhabenes, etwas 'volksdümmlisches'.

Dieses dumme Volkstum weht am kräftigsten nach der Misere. Zwischen '71 und der Dreyfus-Affaire lagen genau so viele Jahre wie zwischen '18 und der Hitlerexplosion. Die Kultur des Siegers überschwemmt die des Besiegten. Wagner wurde zur Jahrhundertwende in Frankreich ebenso vergöttert, wie bis vor kurzem die französische Kunst in Deutschland. Die französische Vorherrschaft wirft Hitler den Juden vor. Sie haben einen Bund mit Frankreich, dem Erbfeind geschlossen, der afrikanische Negerstaat in Europa, wie dieser Kanzler sich witzig ausdrückt, sie wollen das deutsche Wesen aushebeln. Aus diesem Grund stacheln die Juden auch die Katholiken gegen den preussischen Protestantismus auf, obwohl der Ausspruch „Lieber bayerisch sterben als preussisch weiterleben“ keine jüdische Poesie ist. Aber, so Hitler, und hier erhalten wir zugleich ein artiges Beispiel seiner Schreibkunst: „Man erziehe das deutsche Volk schon von Jugend an mit jener ausschliesslichen Anerkennung der Rechte des eigenen Volkstums und verpeste nicht schon die Kinderherzen mit dem Fluche unserer „Objektivität“ auch in Dingen der Erhaltung des eigenen Ichs, so wird es sich in kurzer Zeit zeigen, dass ebenso wie in Irland, Polen oder Frankreich der Katholik immer Deutscher sein wird“. (Demnach sind auch in Frankreich und Irland die Katholiken Deutsche). Das Buch ist voller stilistischer Kuriosa, und es wäre auch schrecklich langweilig, wenn uns nicht ein wenig „Blödsinn“, (dem

Autor zufolge unverzichtbar), oder eine derbe Metapher aus dem Schlaf erwachen ließe. Eng verbunden mit seinem Mangel an Geschmack sind Hitlers Ansichten zur Kunst. Die „Bolschewisierung“ der Kunst ist das Werk der Juden, und er schlägt Dadaismus (den nihilistischen Spross des Vernichtungsdrangs der verzweifelten Kriegsjahre) über einen Leisten mit Kubismus, der nun gerade das Gegenteil beabsichtigt: hoffnungsvollen Wiederaufbau nach dem Krieg. Unwissend in Kunstdingen bis hin zur Absurdität, Bewunderer der wilhelminischen „Kunst“ schnaubender Rosse mit heldischen Reitern, widerspricht er sich dauernd selbst, z.B. wenn er Wien die Wiege der deutschen Kunst nennt, doch kurz zuvor noch dargelegt hat, dass die Juden die Wiener Kunst in den Händen haben. Von einem Reichskanzler, auch wenn er einmal Maler werden wollte, erwarten wir nicht sich in diesen Dingen auszukennen, auch wenn Bismarck ein recht ordentlicher Stilist war. Ja, was kann man von diesem Kanzler schon erwarten?

Und was helfen Zitate? Einem größeren Menschen, Goethe, kann man sowohl nationalistische und international(istisch)e Worte entnehmen, zum Nachteil wie zum Vorteil der Juden. Zurecht sagt der stolze Stefan George, einer der Wenigen, die in Deutschland die Idee nicht verrieten, nicht anfällig für Goebbels ekelhafte Schmeichelei war, keine gemeinsame Sache mit der blutbefleckten Mehrheit machte, am Tage des Goethegedenkens:

*des Volkes Räude bellt,
Die Festesmenge tummelt sich die gern
Sich schmückt den Grossen schmückend und ihn
fragt,
Wie er als Schild für jede Sippe diene ...*

Deutschland darf nicht mehr das Land Goethes und Einsteins genannt werden, sondern das Goethes (von dem Nietzsche sagte, dass „er nur ehrliche Bewunderer unter Jüdinnen gehabt hat“) und Hitlers. Und es gibt niemanden aus dem Geschlecht Goethe, der gegen diese Zusammenstellung aus humanitären, literarischen Erwägungen oder aber einfach dem guten Geschmack zuliebe protestiert.



Der Freibrief des Despoten

Zum zweihundertsten Jahrestag der Lehrbeschlüsse des Großen Sanhedrin

Carsten Wilke

Im September 2006 berief Innenminister Schäuble fünfzehn muslimische Persönlichkeiten zur „Deutschen Islamkonferenz“. Kommentare bezeichneten den festlichen Eröffnungsakt als den Moment, an dem die Bundesrepublik nicht mehr nur über ihre Muslime, sondern mit ihnen sprach. Deutschland verabschiedete sich von der Fiktion, es habe keine islamische Minderheit, sondern nur bis auf weiteres geduldete Ausländer. Das Ziel eines politisch-kulturellen Konsens von Mehrheit und Minderheit wird eine Veränderung auf beiden Seiten voraussetzen: Die Mehrheitsgesellschaft pluralisiert sich, verzichtet auf das explizite oder stillschweigende christliche Monopol. Im Gegenzug obliegt der Minderheit eine Zentralisierung und Vereinheitlichung, so sie Gesprächspartner werden will. Sie, die bisher keine „Kirche“ noch sonstige gemeinsame Organisation besaß, muss sich institutionell verfassen, sich einer Hierarchie unterordnen, diese zu religiösen und rechtlichen Neufestlegungen beauftragen und mit der Disziplin ausstatten, getroffene Abkommen nach innen durchzusetzen: ein simultaner Prozess von Anpassung und politischer Ermächtigung, der mit Schlagwörtern wie Modernisierung, Reform oder Integration nur unzureichend beschrieben ist.

Für den Gesellschaftspakt mit einer nichtchristlichen Minderheit gibt es in Europa einen einzigen Präzedenzfall: die politische Geschichte der Juden. Damit ist nicht allein an den Staatsvertrag gedacht, den der Zentralrat der Juden in Deutschland im Januar 2003 mit der Bundesregierung abschloss. Ebenso wenig erschöpft sich das jüdische Schicksal darin, wie ein Mahnmal die Gestaltung einer künftigen pluralistischen Gesellschaft zu überschatten. Das Verhältnis zwischen Staat und Juden zeigt selbst in früheren Jahrhunderten anspruchsvolle Entwürfe zur Gestaltung des Zusammenlebens.

Betrachten wir aus diesem Blickwinkel das markante Ereignis, mit dem vor 200 Jahren die Einbürgerung der jüdischen Religion begann. Am 8. März 1807 unterzeichneten im Pariser Rathaus 71 jüdische Würdenträger des napoleonischen Kaiserreiches die „Lehrbeschlüsse des Großen Sanhedrin“. Die Abgeordneten kamen aus allen Gemeinden des Empire, das außer Frankreich auch das heutige Belgien, Luxemburg, Teile Deutschlands, Italiens und der Niederlande umfasste. Den 170.000 Juden und Jüdinnen des Reichs, über Jahrhunderte einem diskriminierenden Fremdenrecht unterworfen, ver-

ordnete der Sanhedrin das patriotische Ethos, das zu ihrer neuen staatsbürgerlichen Stellung passte, und interpretierte zu diesem Zweck Religionsgesetz und Glaubenslehre in neuer Weise.¹ Das Judentum könne seit der Vernichtung des eigenen Staates seinen Anhängern keine politischen Forderungen, sondern allein religiöse Gebote und Zeremonien von ewiger Gültigkeit auferlegen. Die Juden sähen das Land, in dem sie lebten, als ihr Vaterland an; sie betrachteten sich als dem Staatsgesetz unterworfen und ihren christlichen Mitbürgern nach dem moralischen Menschheitsgesetz brüderlich verbunden. Die Polygamie und andere in den heiligen Texten verbriefte Rechtstraditionen, die mit dem bürgerlichen Gesetz in Konflikt stünden, seien längst aufgehoben. Man stellte sich hinter Napoleons Politik, die Juden vom Handel und Geldverleih in andere Berufe zu leiten, und beschloss eine zentrale Organisation der jüdischen Gemeinden des Kaiserreichs.

Das Ereignis hatte einen immensen Nachhall durch das ganze jüdische Europa; seine Protokolle und Aktenstücke erschienen unverzüglich in französischer, englischer und deutscher Ausgabe. Als Markstein hat die französische Geschichtswahrnehmung dieses Datum weiterhin festgehalten;² kürzlich wurde seine 200. Wiederkehr mit höchsten Vertretern des Staates und seiner jüdischen Gemeinde am Originalschauplatz festlich begangen. Jenseits der französischen Grenzen wurde das Jubiläum allerdings von der Öffentlichkeit, sogar der jüdischen, völlig ignoriert. Um an ein verschüttetes Ereignis gemeinsamer europäischer Geschichte zu erinnern, wird das Salomon L. Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte im November 2007 Vertreter der französischen und deutschen historischen Forschung, der jüdischen und der muslimischen Gemeinde sowie des Bundesinnenministeriums zu einem Kolloquium einladen. Wir betrachten Hintergründe und Ergebnisse des ambivalenten napoleonischen Unterfangens, die Juden des Kaiserreichs anzuerkennen und zugleich zu kontrollieren. Aus deutscher Perspektive wollen wir dem politischen Symbolcharakter dieser Versammlungen und dem europaweiten Echo der „Lehrbeschlüsse“ nachgehen. Auch sollen die unterschiedlichen organisationsstrukturellen Ergebnisse untersucht werden, von denen manche bis heute Bestand haben. Schließlich fragen wir nach der paradoxen Aktualität der Schöpfungen einer fernen Periode, deren revolutionäre Aufbruchstimmung und despo-

tischer Größenwahn gleichermaßen fremdartig berühren.

Die Fragen von 2007 sind nicht die von 1807. Die damalige Öffentlichkeit argwöhnte, ob ein Jude seiner gemeinschaftlichen Tradition treu bleiben und zugleich Rechte, Pflichten und Ethos eines Staatsbürgers übernehmen könne. Heutige Historiker betrachten das Dilemma des post-christlichen Staates angesichts religiöser Minderheiten, die in ihrer klassischen Form keine kirchliche Autorität noch eine Trennung des Religiösen vom Politischen kennen. Grenzt er sie aus, indem er dies anerkennt? Oder integriert er sie, auch als politische Kraft, indem er sie zur Anpassung an das christliche Vorbild drängt?

Die von Graf Clermont-Tonnerre formulierte Devise, den Juden alles als Individuen und nichts als Nation zu gewähren, gab das Prinzip ihrer Gleichstellung unter der französischen Revolution vor. Mit dem Ausnahmerecht gegen Personen jüdischer Religion fielen zugleich die autonomen Befugnisse der religiösen Gemeinden. Napoleon verfestigte die Errungenschaften der Revolution in seinem Gesetzbuch, doch untergrub er sie auf anderen Gebieten. Die katholische Kirche wurde wieder Staatskirche, Frankreich wieder Monarchie; in den Kolonien wurde die Sklaverei, im Mutterland die Adelsvorrechte wieder eingeführt. In die Konkordatsbestimmungen von 1801 wurden die Protestanten ein-, die Juden jedoch ausgeschlossen, vorgeblich aus Respekt für dieses „Volk“, das es „als eines seiner größten Vorzüge erachtet, nur Gott zu seinem Gesetzgeber zu haben“. Der Staat überließ die jüdische Gemeinde also ihrem Zerfall.

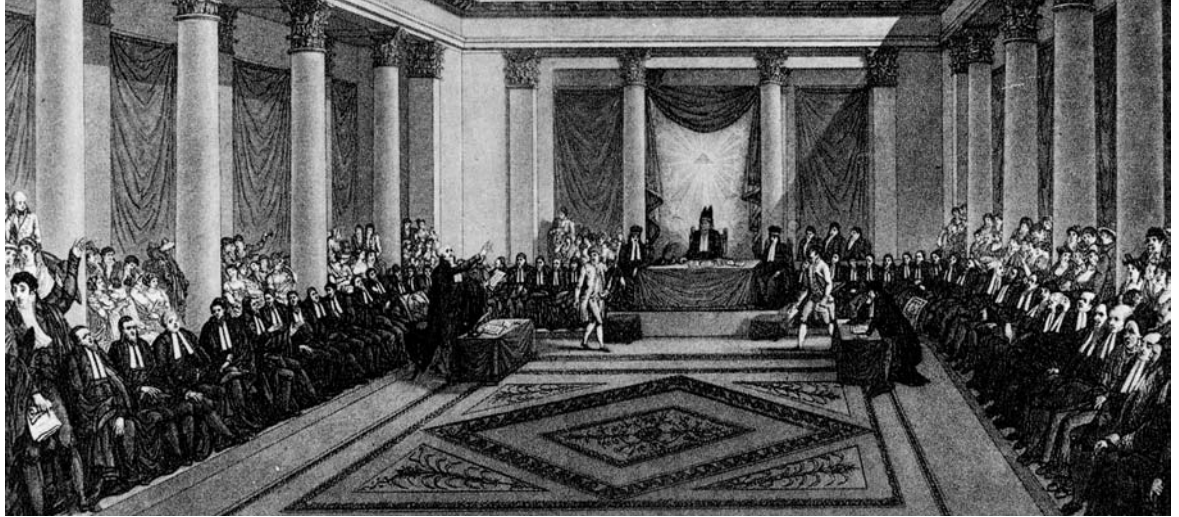
Das reaktionäre Klima eröffnete unterschiedliche Perspektiven, ausgedrückt in zwei Eingaben, die Napoleon im Januar 1806 vorgelegt wurden. Pariser jüdische Vertreter hatten einen Organisationsplan erarbeitet, der für Synagogen, Rabbinat und theologische Seminare denselben staatlichen Schutz vorsah, wie ihn die Kirchen nach dem Konkordat genossen. Die Elsässer hingegen, die Napoleon in Straßburg bestürmten, verlangten Sondergesetze gegen die angeblich unmoralischen Geschäftspraktiken der Juden. Viele elsässische Bauern hatten nämlich mit Darlehen jüdischer Geldhändler aus Kirchen- und Adelsgütern Land gekauft und konnten wegen der Kriegszeit nur in Hypotheken zurückzahlen.

„Deutsche oder Halbdeutsche“, so glaubte Heinrich Graetz, hätten den in religiösen Dingen

sonst pragmatisch denkenden Korse mit ihrem alten Judenhass angesteckt. Nicht anders als Fichte hielt der Kaiser der Franzosen die jüdische Gemeinschaft für einen „Staat im Staat“ (ein der heutigen „Parallelgesellschaft“ analoges Schreckbild) und einen „Heuschreckenschwarm, der Frankreich verzehrt“. Angemessen erschien ihm die Maßnahme, dass man Kreditgebern jüdischer Religion für zehn Jahre ihre Darlehen nicht zurückzahlen solle. Den rechtlich denkenden Mitglieder seines Staatsrats war dies ungeheuerlich; allein der ehrgeizige junge Staatsrat Mathieu Molé bestärkte den Kaiser in seiner Anschauung, dass die Emanzipation der Juden eine „unweise Großzügigkeit“ der Revolution gewesen sei, die Juden vielmehr erst durch Sondergesetze dem talmudischen Geist abspenstig gemacht werden müssten. In diesen stürmischen Wochen, in denen er Deutschland neu ordnete, verwendete Napoleon erstaunlich viel Überlegung auf die Strategie des kontrollierten Kulturwandels, der *régénération*, mit der er die Juden verändern wollte. Eine Art jüdischer Generalstände solle ihre Religion neu formulieren und, so der geheime Plan, den Erziehungsgesetzen des Monarchen den Schein einer freien Zustimmung verleihen. Die Versammlung war eine polizeiliche Maßnahme: Ihre Organisation wurde bewusst nicht dem für Kultuswesen zuständigen Minister, sondern dem Innenminister übertragen.

Das Dekret vom 30. April 1806 enthielt zwei Maßnahmen, die Einberufung der Versammlung und die Stundung der elsässischen Darlehen, und drückt damit die ganze Doppelgesichtigkeit der Reformpolitik aus: einerseits wird die Emanzipation der individuellen Juden *de facto* wieder rückgängig gemacht; andererseits wird dem Judentum eine präzedenzlose Anerkennung als Kollektivität in Aussicht gestellt.

Von Kleve bis Turin sollten die Präfekten nun „aufrichtige, aufgeklärte, der französischen Sprache mächtige Juden“ als Abgesandte für eine „Notabelversammlung“ auswählen. Manche teilten sichtlich den Optimismus ihres Kaisers nicht. Solche Juden gebe es gar nicht in seinem Amtsbezirk, protestierte der Unterpräfekt in Kaiserslautern; es werde sie auch nie geben, „solange der Einfluss der Rabbiner und ihrer aus dem Talmud geschöpften verderblichen Lehre den Betrug begünstigt gegen alle, die nicht ihrer Religion angehören, während auf der anderen Seite die Auflösung ihrer Kultusordnung und der Mangel einer religiösen Macht ei-



nen täglich fortschreitenden moralischen Verfall mit sich bringen“.³ Bei der am 26. Juli 1806 in Paris eröffneten Notabelnversammlung, deren 111 Mitglieder durch die Präfekten handverlesen worden waren, hatten die Anhänger der „aufgeklärten“ Fraktion eine bequeme Mehrheit über die der „rabbini-schen“. Der zum Vorsitzenden gewählte Abraham Furtado aus Bordeaux kenne „die Bibel nur auf dem Umweg über Voltaire“, schrieb Napoleons Kanzler Pasquier in seinen Erinnerungen. Die Regierung, vertreten durch den reaktionären Mathieu Molé, befragte die Delegierten zu zwölf Themen, die sie an der jüdischen Tradition als problematisch empfand. Die Fragen formulierten in einer beleidigend direkten Form die Haupteinwände gegen die Emanzipation: Hielten die Juden nicht an einer separaten göttlichen Rechtsordnung fest, mit besonderem Eherecht und eigener rabbinischer Gerichtsbarkeit? Betrachteten sie nicht Zion statt Frankreich als ihr Vaterland? Hielten nicht religiöse Vorschriften sie vom brüderlichen Umgang und insbesondere der Ehe mit Christen ab, ja erlaubten Wucher und Übervorteilung? Die Notabeln gaben alle suggerierten gegenteiligen Erklärungen ab, mit der einzigen Einschränkung, dass sie an den religiösen Vorbehalten gegen Mischehen festhielten und sich dem kaiserlichen Wunsch verweigerten, eine Mindestquote für solche Ehen festzulegen.

Napoleon hatte nun zwar die gewünschte Reformproklamation erhalten, doch kam sie von einem Gremium, das keinen Anspruch auf religiöse Autorität erheben konnte. Im Juni schlug der Braunschweiger Unternehmer Israel Jacobson vor, den Antworten der Notabeln religionsgesetzliche Verbindlichkeit geben zu lassen, indem man „einen hohen jüdischen Rat mit einem Patriarchen an der Spitze“ einberiefe, der auch eine neu geschaffene Verwaltungsstruktur aus regionalen Synoden einsetzen würde. Napoleon griff die Anregung auf und gab diesem Rat mit großer Geste den Namen eines „Großen Sanhedrin“: In Name und Aufgabe sollte er also an die höchste Autorität der Antike anschließen, die im „Saal der behauenen Quader“ des Tempels tagte⁴ und in der Spätantike in Galiläa ihren Sitz hatte. Eine provokante Terminologie für christliche Ohren, ließ doch dieser Sanhedrin, der „Hohe Rat“, laut dem Matthäusevangelium Jesus verleumden und töten. Sollte man den Juden politische Rechte einräumen, so hatte ein katholischer Reaktionär noch im Februar 1806 getönt, so würde

ihr Sanhedrin wohl Robespierres Schreckensherrschaft an Grausamkeit gleichkommen. Napoleon wusste bestens, welchen Schauer er gläubigen Christen über den Rücken jagte, als er den Sanhedrin nach 1400 Jahren auferstehen ließ.

Der Sanhedrin wurde traditionsgemäß mit 71 Mitgliedern besetzt, von denen diesmal die Mehrheit, nämlich 45, Rabbiner waren. Kaum zur Hälfte bestand er aus Abgesandten ursprünglich französischer Regionen, nämlich 29 Aschkenasim elsass-lothringischer Herkunft und 5 Sefardim aus dem Südwesten um Bordeaux. Die anderen Teilnehmer stammte aus Ländern, die Frankreich erst kürzlich einverleibt worden waren: 8 kamen aus den im Zuge der Revolution besetzten päpstlichen Enklaven in der Provence, 18 aus dem von Napoleon eroberten Norditalien und 11 aus den Départements, in die das linksrheinische Deutschland aufgeteilt worden war: Donnersberg (Hauptstadt Mainz), Saar (Trier) und Rhein-Mosel (Koblenz). Als Vertreter des Rur-Departements (Aachen) saß der Kölner Bankier Salomon Oppenheim immerhin in der Notabelnversammlung.

Die jüdischen Delegierten des Sanhedrin, die am 9. Februar 1807 erstmals zusammenkamen, hatten bis dahin kaum Kontakte unterhalten. Die einen sprachen jiddische oder deutsche Dialekte, die anderen Italienisch, Provenzalisch oder Portugiesisch. In ihren internen Beratungen radebrechten sie das Französische, mussten sie sich immer wieder auf Hebräisch verständigen oder auf Dolmetscher zurückgreifen. Die Delegierten des Sanhedrin verhandelten öffentlich, im Halbkreis wie einst im Tempel, unter dem Vorsitz von Joseph David Sintzheim. Als Sohn des kurtrierischen Landesrabbiners von Trier, Schwiegersohn des hochvermögenden Cerf Berr im Unterelsass und erster Rabbiner der neu gegründeten Gemeinde in Straßburg, war Sintzheim der Vertreter einer diplomatisch gewandten Orthodoxie. Zur Eröffnung bezeichnete er den Sanhedrin als „einen Freudentag, wie unsere Nation keinen seinesgleichen erlebt“ und blickte auf die Leiden der Diaspora zurück, die ein allmählicher Rückgang des religiösen Fanatismus seit drei Jahrhunderten gelindert habe. „Heute erhellt die Fackel des aufgeklärten Denkens (la philosophie) ganz Europa, überall sind die Herzen den sanften Eindrücken der Menschenliebe und Toleranz zugänglich. Die Menschen haben gesehen, dass der Schöpfer selbst es duldet, dass ein jeder Ihn nach



Joseph David Sintzheim

dem Schein seiner Vernunft anbetet. Meine Brüder, sehet hierin die Wohltaten des Höchsten: indem er die Eintracht inmitten des Menschengeschlechts wiederherstellt, lässt er uns das Ende unserer Leiden, unseres Elends finden“. Sintzheim verherrlicht die Siege Napoleons, auf den er die messianischen Stellen Jesajas und Daniels anwendet. Sein Bekenntnis zur Modernität und ihrem kriegerischen Demiurgen, das Graetz als „anwidernde Vergötterung Napoleons“ und Martin Philippon als „platteste Servilität“ diagnostizierten, war auch die kreative Aneignung der neueren Geschichte vom Standpunkt der jüdischen Heilstheologie. Die „Lehrbeschlüsse“ fußen auf den Antworten der Notabeln, fundamentieren sie aber mit religiösen Argumentationen wie etwa der talmudischen Maxime *Dina de-malchuta dina*, „Das Recht der Obrigkeit ist auch [jüdisches] Recht“. Mit weisen Formulierungen gelang es den Rabbinern, zugleich der Halacha und dem Landesgesetz religiöse Treue auszudrücken. Wie sehr ihnen dies gelang, zeigt das Lob, das Sintzheim postum sogar von dem erkonservativen Pressburger Oberrabbiner Moses Sofer erhielt: er habe den Forderungen des Kaisers zu genügen gewusst, ohne auch nur einen der nicht verhandelbaren Standpunkte der Orthodoxie aufzugeben.

Der Parisaufenthalt von 126 Delegiertenbürdete ihren Gemeinden immense Kosten auf. Die Provinzgemeinden, die später nur mit Mühe das auf 3.000 Francs festgesetzte Jahresgehalt eines Oberrabbiners aufbringen konnten, hatten für die beiden Versammlungen Ausgaben von fast 200.000 Francs zu tragen. Die kostspieligen Beratungen wurden auch östlich des Rheins mit gespannter Erwartung verfolgt. Die Gemeinde in Frankfurt am Main hatte schon der Notabelnversammlung eine Solidaritätsadresse zukommen lassen und entsandte zum Sanhedrin eine Delegation mit R. Salman Trier, die allerdings erst am Tag der Beschlüsse in Paris eintraf. Auch eine Abordnung aus Amsterdam war gekommen, sowie Landesrabbiner Levi Fränkel aus Breslau, der sich im Überschwang der Begeisterung für die christlich-jüdische Versöhnung taufen ließ, dann aber reumütig ins Judentum zurückkehrte.

Graetz, der sich als Historiker des 19. Jh. mehr Emotionen erlauben durfte als heutige Vertreter seiner Zunft, versuchte das Wechselbad der Gefühle nachzuempfinden, mit denen die bärtigen Männer die weltgeschichtliche Stunde aufnahmen. Ungewiss über das kaiserliche Ansinnen kamen sie

„mit zitternden Herzen“ zusammen, „geblendet und betäubt“ von der Vorstellung, über die Marmorstufen des Hôtel de Ville in den legendären Quadersaal einer glänzenden Vergangenheit zurückzuschreiten. Eine plötzliche Wahrnehmung des Umschwungs durchfuhr die Vertreter einer verachteten Religion, als das kaiserliche Wachregiment salutierte und sie mit Trommelwirbel empfing.

Das Ergebnis der Versammlungen, das Reglement vom 17. März 1808, hat durch seine Verlängerung der antijüdischen Ausnahmeregelungen von 1806 sich den Namen des „infamen Dekrets“ erworben, aber es war zugleich der erste Fall, dass die jüdische Religionsgemeinschaft gleich den christlichen staatskirchenrechtlich anerkannt wurde. „Das Judentum war aus dem langen Inkognito erlöst, in dem die christlichen Mächte es seit fünfzehnhundert Jahren absichtlich erhalten hatten“, schrieb der Historiker Martin Philippon.⁵ Die Kultusorganisation selbst stand zunächst noch im Dienst der flächendeckenden polizeilichen Überwachung: Jedes Mitglied des Mainzer Konsistoriums hatte laut seinem Treueeid „alles den Interessen des Monarchen und des Staates Entgegenstehende zur Anzeige zu bringen“, insbesondere hinsichtlich der Militärflicht.⁶

Die „Wiederherstellung des jüdischen Kultus“ während der Jahre 1806–1808 war also ein vergiftetes Geschenk. Doch wie durch eine stillschweigende Übereinkunft haben die jüdischen Zeitgenossen über die Zurücksetzung hinweggesehen und allein die eröffneten Chancen gepriesen. Die jüdische Loyalität zum napoleonischen Regime rührte nicht zuletzt daher, dass es im Vergleich zu den östlicheren Ländern noch relativ günstig dastand. So hielten die Juden im preußischen Rheinland bis 1847 an der Konsistorialordnung aus der Franzosenzeit fest. Manche rechtsrheinische Staaten übernahmen sie: Der 1809 gegründete „Oberrat der Israeliten Badens“ ist noch heute aktiv. R. Ludwig Philippon setzte sich 1842 dafür ein, eine Konsistorialstruktur auch in Preußen einzuführen. Die drei „Rabbinerversammlungen“ der Jahre 1844–1847 nahmen sich den Sanhedrin unmittelbar zum Vorbild. Sie verdanken ihre Idee R. Benedikt Levi in Gießen, Sohn des Wormser Rabbiners und Sanhedrin-Abgeordneten Samuel Levi. Schon zu Kinderzeiten, so erinnerte er sich im Alter, habe der Kupferstich des Sanhedrin über seinem Bett geprangt, damit er den früh verstorbenen Vater „in dem vierten Porträt zur



1 Die „Lehrbeschlüsse“ wurden im hebräischen und französischen Text veröffentlicht von dem Großrabbiner von Straßburg, René Gutman, Hrsg., *Le Document fondateur du judaïsme français: Les Décisions doctrinales du Grand Sanhédrin 1806–1807*, Presses Universitaires de Strasbourg, 2000, S. 15–87.

2 Simon Schwarzfuchs, *Napoleon, the Jews and the Sanhedrin*, London 1979; Bernhard Blumenkranz und Albert Soboul (Hrsg.), *Le Grand Sanhédrin de Napoléon*, Toulouse 1979; Lilly Marcou, *Napoléon face aux juifs*, Paris 2006.

3 Landesarchiv Speyer, G6, Nr. 191, 11.6.1806.

4 Mischna Sanhedrin IV, 3–4.

5 Martin Philippon, *Neueste Geschichte des jüdischen Volkes*, Leipzig 1907, Bd. I, S. 18–19.

6 Landesarchiv Speyer, G6, Nr. 192, 13.4.1809.

7 *Allgemeine Zeitung des Judentums* 1842, S. 197–199, 305–308; 1899, S. 174.

8 M. Brocke und J. Carlebach, Hrsg., *Biographisches Handbuch der Rabbiner*, Teil I, Bearb. C. Wilke, München 2004, S. 386–387, 841; Wilke, „Humanität als Priesterschaft: Der Gießener Rabbiner Dr. Benedikt Levi (1806–1899)“, *Aschkenas* 16,1 (2006), S. 37–75, dort S. 50.

9 Einige der folgenden Zitate stammen aus Pierre Birnbaum, *L'Aigle et la Synagogue: Napoléon, les Juifs et l'État*, Paris 2007, S. 10, 17, 46, 266.

10 Michael Goldfarb, „Napoleon, the Jews and French Muslims“, *The International Herald Tribune*, 18.3.2007; <http://www.iht.com/articles/2007/03/18/opinion/edgoldfarb.php>

11 Rochdy Alili, « Les religions minoritaires et l'État en France, 5 : La Révolution et l'Empire face aux religions », 2.2.2006; <http://oumma.com>.

Rechten des Präsidenten“ bewundern könne.⁷ Im Lebenslauf zur Promotion 1828 schreibt er: *pater interfuit concilio sacerdotum Hebraicorum, quos Napoleon imperator rerum sacrarum ordinandarum causa Parisias convocaverat*. Wie Levi forderte auch R. Elias Grünebaum in Landau/Pfalz 1843 „ein Sanhedrin von wissenschaftlich gebildeten Rabbinern durch Einverständnis der deutschen Regierungen zusammen zu berufen“. Die ersehnte politische Vertretung der Juden sollte gewissermaßen die deutsche Einheit vorwegnehmen! Als die erste Rabbinerversammlung in Braunschweig 1844 anders als gewünscht eine freie Gruppierung von Vertretern der Reformbewegung wurde, bestand Philippon darauf, dass die Zusammenkunft mit einem Bekenntnis zu den Beschlüssen des Sanhedrin beginne. Auch ein orthodoxer deutscher Rabbiner schlug 1866 anonym dem französischen Großrabbiner vor, in Paris einen gesamteuropäischen Sanhedrin einzuberufen, um alle im modernen Judentum debattierten Fragen zu entscheiden.⁸ Levi hoffte noch nach der Reichsgründung von 1871 darauf, dass Bismarck es Napoleon gleichtun und einen Sanhedrin für das gespaltene deutsche Judentum einberufen werde. Aber die in Frankreich verwirklichte politische Einheit des Judentums wurde in Deutschland erst unter den Zwängen des NS-Regimes Wirklichkeit. Der Schluss liegt nahe, dass das deutsche Judentum durch das Fehlen einer zentralen Autorität vielleicht an geistiger Freiheit gewonnen hat, aber politisch sehr geschwächt wurde.

Die Urteile im französischen Judentum über die napoleonische Gründerzeit verzichteten meist auf eine relativierende Perspektive und sind auch deswegen bemerkenswert polarisiert.⁹ Im 19. Jh. gedachte man ihrer mit dankbarer Rührung. „Die Juden aller Länder können sich auf den Sanhedrin von 1807 berufen“, schrieb Maurice Liber zum 100. Jahrestag in einer orthodoxen Zeitschrift, und bezeichnete die „Lehrbeschlüsse“ als die „Verfassungs-urkunde des modernen Judentums“, la charte du judaïsme moderne. Dass die Urkunde eine dunkle Rückseite hatte, gelangte im 20. Jh. überdeutlich zu Bewusstsein. Überwiegend wurde der Sanhedrin auf den napoleonischen „Caesaro-Papismus“, sein Streben nach Zwangsvereinheitlichung und Polizeikontrolle zurückgeführt. Die jüdische Zeitschrift *L'Arche* setzte ihn 1957 sogar mit den jüdischen Zwangsvertretungen in der NS-Zeit gleich; zionistische Stimmen ordneten ihm den Ausgang einer ver-

hängnisvollen „Politik der Assimilation“ zu. Allein die Antisemiten wähten, der Eintritt des Judentums in die Staatspolitik sei zu seinen Gunsten verlaufen. „Sanhedrin!“ rief Céline 1937 aus. „Das ist der größte Urheber der Niederlage Napoleons, seiner Katastrophe! Nur durch den Sanhedrin (...) wurde der erhabene Versuch einer arischen Vereinigung Europas brutal untergraben!“

Zum 200. Jahrestag stieß der Sanhedrin auf größere Sympathie. Er habe erwiesen, so betonten alle Festredner, dass Patriotismus und jüdischer Glaube, Integration und Gemeindesinn miteinander vereinbar seien. Ist diese Einschätzung eine Einladung, auch die bevorstehende Integrationsaufgabe mit Optimismus anzugehen? Oder geschah es mit Blick auf die muslimische Rivalin, dass die jüdische Gemeinde die Staatstreue des Sanhedrin so nachdrücklich würdigte?¹⁰ Die „Lehrbeschlüsse“, auf die die Rabbiner in Paris und in Bonn so lange vereidigt worden waren, erscheinen jedenfalls nicht mehr auf der Internet-Seite des Zentralkonsistoriums. Man muss sie auf islamischen Seiten suchen, im Mittelpunkt von Debatten. Auch hier fällt die Abrechnung mitunter energisch aus. Der Verzicht auf die eigene Rechtsordnung, gerade im Eherecht, sei eine würdelose Selbstbezeichnung gewesen, die den Antisemiten Tür und Tor geöffnet hätte.¹¹

Die europäische Konferenz von 1807 teilt das Schicksal jedes gelungenen Kompromisses, von beiden Seiten angreifbar zu sein. Ihre historische Leistung verlangt differenzierte, fast paradoxe Reflexionen. Die obrigkeitliche Umklammerung hat die Minderheit gewissermaßen wider Willen gestärkt; und aus dem Axiom der Trennung von Staat und Religion erwachsen moderne Institutionen, die längst nicht mehr nur religiöse Solidarität vermitteln.

Gemeinsamkeit und Unterschied zwischen einst und jetzt hat Jean Kahn auf den Punkt gebracht, der heutige Vorsitzende des Zentralkonsistoriums, das in der direkten Nachfolge des Sanhedrin steht. Zum 190. Jahrestag 1997 überreichte Kahn Präsident Jacques Chirac ein historisches Kleinod und zugleich ein Symbol: die Gedenkmedaille des Sanhedrin. Moses, Symbol der jüdischen Gemeinde, kniet vor Napoleon und empfängt aus seinen Händen die Gesetzestafeln. „Heute, 190 Jahre später, erneuert Ihnen die jüdische Gemeinde Frankreichs ihre Reverenz“, kommentierte Kahn. „Aber sie tut es stehenden Fußes.“

Buchgestöber

Immer noch deutsch und immer noch jüdisch

Es ist die Schriftstellerei an sich, die Barbara Honigmann in den hier versammelten Essays (1998–2002) umtreibt. Sie beschreibt ihre sehr subjektive Lektüre von Michel de Montaigne, der „sich die Freiheit [nahm], zu den dramatischen Ereignissen, die ihn anekelten, auf Distanz zu gehen, sie zu relativieren und sich der Kontemplation hinzugeben“, von Stendhal in seiner ständigen Selbstbefragung, von Albert Cohen, der jüdische Themen in die französische Literatur eingebracht hat, von Thomas Brasch und endlich von Heinrich von Kleist, den sie „liebt, verehrt und bewundert“, weil er „das Schiefe, das Ungraziöse, das Unmögliche, das Unstimmige“ darstellt.

Näher noch ist ihr andere Lektüre: Glückel von Hameln, die keine Grenzgängerin, sondern eine Besucherin in der nichtjüdischen Welt war, Rahel Varnhagen, die ihr Judentum „nur noch als Schande, als Makel, als Unglück“ betrachtete, Anne Frank und Etty Hillesum, deren Tagebücher ein Versuch waren, „im Schreiben Schrecken abzuschütteln und sich ein geistiges Gebäude zu errichten, das sie vor diesem zivilisatorischen Zusammenbruch schützt“. „Die Geschichten von Glückel, Rahel und Anne Frank, dieser so unterschiedlichen jüdischen Frauen, regen mich an, weil sie Teil meiner eigenen Geschichte sind.“

Zu den wichtigsten Figuren zählt auch Bertha Pappenheim, die bewies, dass eine engagierte, selbstbewusste Frau tiefgläubige Jüdin sein kann. Ein großes Verdienst von Pappenheim, dass sie „nach langer Zeit, in der sich jüdische Frauen hauptsächlich an der nichtjüdischen Moderne orientierten, mit Glückel von Hameln eine weibliche jüdische Identifikationsfigur ins Bewußtsein gebracht“ hat.

Tagebücher und Briefe sind für Honigmann vorliterarische Formen, die nicht von Kunstwillen motiviert, sondern unmittelbare, gegenwärtige Ansprache und Aussprache sind, und sei es mit sich selbst. Das autobiographische Schreiben zeigt, dass „beim Schreiben man im Schmerz des Bloßlegens und der Lust der Lüge und des Umdichtens, des Spiels mit der ungreifbaren Wahrheit, die der Lüge so oft zum Verwechseln ähnlich sieht, lebt.“

Honigmann schreibt nicht nur über die Schriftstellerin, sondern auch über deren Judentum. Eine streitbare Rednerin, die nicht in die üblichen Beurteilungen von Dialog, Verständnis und Aussöh-



Holzchnitt von Jakob Pins zu Heinrich von Kleist, *Michael Kohlhaas*, hebr., Jerusalem 1953

nung einstimmt. Sie wirft der Öffentlichkeit falsche Wahrnehmung vor: „Judentum in Europa ist in der allgemeinen Vorstellung inzwischen fast nur noch das, was sich Nichtjuden darunter vorstellen, irgend etwas zwischen Kafka, Freud, Einstein und der ‚versunkenen‘ Welt des Shtetls, getaufter Juden, assimilierter, linksintellektueller Atheisten und dem Konstrukt einer ‚jüdischen Kultur‘, das sich meist aus Unkenntnis, Missverständnissen und Klischees zusammensetzt.“ Und bei der Verleihung des Kleist-Preises stellt sie fest: „Das Unverständnis der nichtjüdischen Welt kommt, glaube ich, vor allem daher, daß sie vom Judentum genau wie vom Mond immer nur die ihr zugewandte Seite wahrnimmt, daß sie ihm ihre eigenen Raster und Deutungen aufprägt und es mit Begriffen beschreibt und an Maßstäben mißt, die dem Judentum selbst ganz fremd sind.“

Und trotzdem : „Alles ist vorbei, und jetzt ist ‚danach‘“, weiß die in den 80er Jahren von Ost-Berlin nach Straßburg ausgewanderte Autorin. „Aber ich bin immer noch deutsch und immer noch jüdisch, auch wenn ich mich dafür manchmal anstaunen lassen muß.“

Honigmanns Essays vermitteln stetige Auseinandersetzung. Sie ergänzen einander, variieren, gewähren Einblick in den schöpferischen Schreibpro-



Barbara Honigmann: *Das Gesicht wiederfinden*. Über Schreiben, Schriftsteller und Judentum. München/Wien: Hanser 2006. ISBN 3-446-20681-7. 16,90 Euro

zess, sind eine intime Begegnung mit der Autorin und damit eine sowohl kluge als auch vergnügliche Lektüre.

Beata Mache

Transloziert

Als man 1941 die Familie Uhlmann aus Ovenhausen nach Riga deportierte und dort ermordete, endete auch die jüdische Geschichte eines Hauses, das



Ilse Uhlman (1931–1945) auf der jüdischen Schule Detmold 1941; kaum hinter dem Zopf zu verbergen: der diskriminierende ‚Judenstern‘

1803 Bernd Soistmann gebaut hatte, und das dann 140 Jahre ununterbrochen in jüdischem Besitz war. Nach ‚Enteignung‘, 1953 Rückgabe an Angehörige im Zuge eines ‚Wiedergutmachungsverfahrens‘, anschließend Verkauf war das Gebäude nur noch Abstellraum, vom Abriss bedroht. Das Jahr 2000 aber brachte eine ungewöhnliche Reise. Das Fachwerkhaus wurde am Stück auf einem Tieflader in einer spektakulären Aktion ins Westfälische Freilichtmuseum Detmold verfrachtet, *transloziert*.

Das ist Ausgangs- und Mittelpunkt von Beiträgen zur jüdischen Geschichte im ländlichen östlichen Westfalen. Sie handeln von den jüdischen Familien Ovenhausens, von der Geschichte des Hauses Uhlmann, von den Landjuden der Region, und von der Verfolgung und Vernichtung in der NS-Zeit. Zwei Beiträge widmen sich Annette von Drost-Hülshoffs umstrittener und kontrovers gelesener Novelle *Die Judenbuche* und ihrem historischen Kern, dem Mord an dem Juden Soistmann Berend. Dass unversehens historische Spuren einer fiktionalen Erzählung ans reale Tageslicht treten, etwa, dass Nachfahren des 1783 Ermordeten zu den Besitzern des Hauses Uhlmann zählten, und vor allem die betont interdisziplinäre Perspektive, machen den besonderen Reiz des Bandes aus.

hl



Stefan Baumeier, Heinrich Stiewe (Hg.): Die vergessenen Nachbarn. Juden auf dem Lande im östlichen Westfalen (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold; 24). 304 S. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2006. 29,00 Euro. ISBN 978-3-89534-574-6

Dichtung und Selbstkonstruktion

Eine weitere Arbeit über den Dichter Karl Wolfskehl veröffentlicht Norman Franke (vgl. Kalonymos 2/2002). Er untersucht die Lyrik, um das Mosaik der literarischen Selbstkonstruktion zusammenzusetzen. Einleitend legt Franke die interdisziplinäre Methodik dar, die er anwendet. Ein weiteres Kapitel befasst sich mit der Zeit bis 1938, doch steht im Fokus eigentlich, wie bei Friedrich Voit (vgl. Kalonymos 4/2006), die Zeit des Exils in Neuseeland. Der Dichter beschreitet in seinen Texten eigene Wege der Identitätsbildung und bezieht sich auf literarische Bilder und Vorbilder. Zentral sind hier das *INRI* und das Motiv *Hiob*. Wolfskehl schöpft dabei aus seinem großen jüdischen, christlichen und europäischen Traditionswissen.



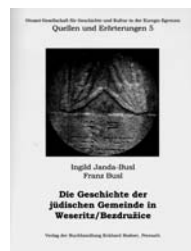
Norman Franke: „Jüdisch, römisch, deutsch zugleich...“? Eine Untersuchung der literarischen Selbstkonstruktion Karl Wolfskehls unter besonderer Berücksichtigung seiner Exillyrik; Heidelberg: Universitätsverlag Winter; 2006; ISBN 3-8253-5106-8; 65,00 Euro

Franke erarbeitet so die literarische Selbstkonstruktion Wolfskehls eng an den lyrischen Texten. Insgesamt aber mag sich das sehr facettenreiche Bild nicht recht zur Gestalt fügen.

Petra Schmidt

Böhmische Dörfer?

Keineswegs. Das Buch der Ärztin und des Heimatpflegers bietet sowohl einen allgemeinen Überblick über die wechselhafte Geschichte der Region als eine detailliert aus zahlreichen, nachvollziehbar do-



Ingild Janga-Busl/Franz Busl: Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Weseritz/Bezdrúžice; Verlag der Buchhandlung Eckhard Bodner, Pressath, 2006; 543 S.; ISBN 3-937117-38-5; 29,90 Euro

kumentierten Quellen und Archiven zusammengetragene Darstellung zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Weseritz/Bezdrúžice im Pilsener Kreis von Böhmen – eine bemerkenswerte Arbeit von Laien, die weitere Forschungen zu den sudetendeutschen Gemeinden anregt.

Katrin Jansen

Mitteilungen

Christen jüdischer Herkunft wurden 1935 durch die „Nürnberger Gesetze“ zu Juden erklärt, ausgegrenzt, verfolgt und ermordet. Über Einzelschicksale ist nur wenig bekannt, Hilfe aus den Reihen der Kirchen hat es kaum gegeben. In einer Stadt wie Mülheim an der Ruhr waren es nur Einzelne, die den Mut aufbrachten, **verfolgte Gemeindemitglieder** zu schützen. Ihre Kirchen waren zerstritten: Die Bekennende Kirche kämpfte gegen die Deutschen Christen. Den Deutschen Christen war jedes Mittel recht, „Andersgläubige“ zu denunzieren. Während in der einen Pfarrgemeinde kein Eid auf



Barbara Kaufhold: Glauben unter dem Nationalsozialismus in Mülheim an der Ruhr, hrsg. vom Salomon Ludwig Steinheim-Institut. Essen: Klartext Verlag 2006. ISBN 3-89861-626-6. 384 Seiten. 19,90 Euro

den „Führer“ geschworen wurde, war die andere von Deutschen Christen dominiert, oft standen sich Bekenntnispfarrer und DC in einer Kirche feindselig gegenüber. Der Kirchenkampf hatte keinen Raum für Anteilnahme am Schicksal der jüdischen Gemeinde, dem der Christen jüdischer Herkunft wie auch nicht dem von „Jehovas Zeugen“.

Auf den ersten Blick spiegelt sich am Beispiel Mülheims die Situation der Kirchen im totalitären Staat. Doch die Taten und Schicksale der Menschen geben der Untersuchung ein individuelles Gesicht.

Seit einigen Jahren verbindet das Steinheim-Institut die Zusammenarbeit mit dem Manasseh ben Israel Institute for Jewish Social and Cultural Studies in Amsterdam und dem Juda Palache Instituut der Universiteit van Amsterdam. Tagungen in den Niederlanden und Deutschland sowie die Herausgabe des englischsprachigen Jahrbuchs *Zutot, Perspectives on Jewish Culture* sind lebendiger Ausdruck der **grenzüberschreitenden Kooperation**. Nun ist ein Großprojekt hinzugekommen: „Aufbau eines euregionalen Netzwerks zwecks Erforschung regionaler Geschichte“. Zwölf aktive und 30 passive Projektpartner haben sich dazu verbunden. Mit einer Summe von über 550.000 Euro gefördert durch die Euregio Rhein-Maas-Nord, die Provinzregierung in Limburg und die Landesregierung Nordrhein-Westfalen, liegt die Federführung beim Verein für Hei-



Alfred Zsigmond (geb. Budapest 1924), Katholik jüdischer Herkunft, überlebte in Mülheim/Ruhr.

matkunde e.V. Krefeld; die Verwaltung hat das Steinheim-Institut übernommen. Wir sind mit dem Projekt „Bildlich-textliche Inventarisierung, Dokumentation und komparative Erforschung jüdischer Friedhöfe im niederländischen und deutschen Bezugsraum“ beteiligt.

Die **Euregio Rhein-Maas-Nord** umfasst ca. 40 erhaltene jüdische Friedhöfe auf deutschem Gebiet und etwa halb so viele auf niederländischem mit insgesamt knapp 3000 erhaltenen Grabsteinen. Sie werden fotografiert, ihre Inschriften aufgenommen, übersetzt und kommentiert. In einer Datenbank werden diese Texte und Bilder online zugänglich. Damit wird eine weltweit medial erreichbare Zweitüberlieferung geschaffen. Das bedeutet auch die virtuelle Rettung der vielen „Guten Orte“ vor dem Verfall. Diese Mühe ist wichtig einmal wegen des hohen Quellenwertes nicht nur für die jeweilige Lokalgeschichte, sondern für verschiedene Disziplinen der Kulturwissenschaften: Durch die grenzübergreifende Perspektive erwarten wir tiefreichende Aufschlüsse über Leben und Geschichte der ländlich-kleinstädtischen Gemeinden dieser Euregio, vom religionsgeschichtlichen bis hin zum kunstgeschichtlichen Blickwinkel.

Auch gilt es, das Gedächtnis jener kleinen, meist nicht mehr existenten Gemeinden zu bewahren, ihr eigenes Gedächtnis wie auch das Gedenken nicht nur von leiblichen Nachfahren. Es gilt, kommenden Generationen diese Stätten sowohl physisch zu erhalten wie auch sie in Text und Bild zugänglich zu machen, bevor der Verfall ihre Zeichenwelt weiter verringert und auslöscht.



Friedhof
Mönchengladbach
Foto: Hartmut Mirbach



Soeben erschienen ist ein Steinheim-Tagungsband zu Samuel Holdheim. Der Herausgeber Chr. Wiese, früherer Mitarbeiter des Instituts, ist seit kurzem Direktor des *Centre for German-Jewish Studies* der University of Sussex in Brighton/UK. Wir gratulieren herzlich. Das **Buch zum radikalen Reformier Holdheim** – zahlreiche Aufsätze und ein Verzeichnis der Schriften Holdheims, ein „must have“ für wissenschaftliche Bibliotheken.

Dieser Tage erscheint das Buch von Margit Schad (Berlin/Tübingen) zu Rabbiner Michael Sachs (Glogau 1808 – Berlin 1864), dem als „Romantiker“ verkannten großen „gemäßigten Reformier“ zwischen strenger Orthodoxie und extremer Reform. Für zwei Jahrzehnte gefeierter Kanzelredner und Rabbiner in Berlin, heute noch mit seinen Übersetzungen von *siddur* und *machsor* präsent – eine reiche, denkerisch und dichterisch hochbegabte Persönlichkeit, die aber, anders als seine Gegner, Geiger und Holdheim, keine Gemeinschaft Gleichgesinnter formte und hinter sich brachte. Margit Schad sieht Sachs keineswegs nur biographisch, sondern differenziert sein Werk aus: **Rabbiner Michael Sachs. Judentum als höhere Lebensanschauung.** Besonders eindringlich werden die Berliner Gemeindegkontroversen jener Jahre untersucht und dazu der berühmte Prediger völlig neu bewertet. Die Ergebnisse werden nicht nur die Erforschung der jüdischen Predigt kräftig anregen – sie können auch die Werte des Judentums überhaupt neu sehen und schätzen lehren. Aus allen verfügbaren Quellen gewonnen, beruht

Kalonymos wird gefördert
vom Bundesministerium des Innern

IMPRESSUM

Herausgeber Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, in Duisburg ISSN 1436-1213

Redaktion Prof. Dr. Michael Brocke (V.i.S.d.P.), Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick **Assistenz** Karina Küser **Grafikdesign** kommunikationsdesign thekla halbach und thomas hagenbucher, Düsseldorf **Layout** Harald Lordick **Anschrift der Redaktion**

Geibelstraße 41, 47057 Duisburg, Tel: 0203/370071-72; Fax: 0203/373380; E-Mail kalonymos@steinheim-institut.de Internet www.steinheim-institut.de **Druck** Brendow Printmedien, 47443 Moers **Versand** Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos **Spendenkonto** 238 000 343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

das gut lesbar geschriebene Buch auf einer überarbeiteten jüdischen Duisburger Dissertation. Es erscheint mit 463 Seiten in der Reihe *Netiva – Wege deutsch-jüdischer Geschichte und Kultur* des Steinheim-Instituts, verlegt bei Olms (ISBN 978-3-487-13415-4, 68 Euro).

Mit „Michael Sachs“ führt das Institut seine Erschließung der Religionsgeschichte der Moderne fort: Nach *Zacharias Frankel* von A. Brämer, dem *Biographischen Handbuch der Rabbiner (I) 1780–1871* und der es begleitenden Monographie von C. Wilke *„Den Talmud und den Kant“*. *Rabbinerausbildung an der Schwelle zur Moderne*, nach Tina Frühauf demnächst auch in USA erscheinendem Werk zur Orgel im deutschen Judentum und mit dem nebenstehend empfohlenen Band zu Samuel Holdheim, setzen die Studien zu Michael Sachs einen Wegweiser zu lang vernachlässigten Bereichen der einst bahnbrechenden deutsch-jüdischen Welt.

Im Ruhrgebiet beheimatet, arbeitet das Institut auch für die Region und hat dazu eine Reihe von Publikationen vorgelegt. Als Kenner der hiesigen jüdischen Situation ausgewiesen, wird es zusammen mit der Essener Begegnungsstätte „Alte Synagoge“ einen populär gehaltenen, wissenschaftlich fundierten **Wegweiser durch das jüdische Ruhrgebiet** vorlegen, der in Überblicksartikeln Einblicke in die Formen jüdischen Lebens und Kultur von seinen Anfängen im Mittelalter bis heute erlaubt. Das Ortslexikon mit nützlichen Hinweisen bietet praktische Anleitung zum Besuch der zerstörten, aber auch der erhaltenen Stätten jüdischen Interesses im Ruhrgebiet. Dabei stehen Leben und Kultur (Synagogen, Mikwen, Friedhöfe etc.) im Vordergrund, doch werden auch die noch sichtbaren Spuren der NS-Geschichte und der Schoah (Gedenkstätten, Mahnmale, Stolpersteine etc.) berücksichtigt. Der Wegweiser wird auch auf Objekte jüdischen Interesses in Museen sowie auf Persönlichkeiten hinweisen. Praktisches wie die Adressen der Gemeinden oder Informationen zum Bezug koscherer Lebensmittel sollen dem jüdischen Besucher das Reisen erleichtern. Vorschläge für Routen zu verschiedenen Themen werden das Buch abrunden.

Ein zweiter, kleinerer Band, soll als „Short Guide“ die wichtigsten Stätten jüdischen Interesses im Ruhrgebiet auf Englisch vorstellen. Die Bände sollen im Herbst 2009 im Essener Klartext-Verlag erscheinen, rechtzeitig zur *Kulturhauptstadt Europas 2010*.

Christian Wiese (ed.): *Redefining Judaism in an Age of Emancipation. Comparative Perspectives on Samuel Holdheim (1806–1860)* (Studies in European Judaism 13). Leiden/Boston: Brill 2007. 423 Seiten. ISBN 9004142652. 99 Euro.